

Frühjahrstreffen der Stiftung Marktwirtschaft
4. Mai 2012 in Kronberg im Taunus

Verleihung des Swift-Preises 2012 an Jürgen Kaube Erwiderung von Jürgen Kaube

„Es fällt schwer, keine Satire zu schreiben – „difficile est satiram non scribere“. Das ist wahrscheinlich der berühmteste und älteste Satz über die Gattung, von der Sie nun behaupten, ich hätte mich zum Vergnügen von Lesern in ihr geübt. Doch wenn es nicht schwer ist, eine Satire zu schreiben, sondern wenn es vielmehr schwer ist, *keine* zu schreiben, wo läge dann die Leistung, wenn man es tut?

Sie sehen, wir haben ein Problem: Womit wäre ein Preis für satirisches Schreiben verdient, wenn sich satirisches Schreiben gar nicht vermeiden ließe? Ich finde, die Stifter dieses Preises haben einen Anspruch darauf, dass ich dieses Problem aus dem Weg räume, bevor ich nicht nur den Preis, sondern auch den Scheck annehme.

Ich tue das in drei Schritten, die wie folgt überschrieben sind:

1. „Juvencals Problem“,
2. „Swifts Lösungen“
3. und was daraus folgt.

Aber keine Sorge, es dauert jetzt nur noch sechs Minuten! Juvencals Problem haben Sie schon fast hinter sich, denn der erste Satz, „*Es falle schwer, keine Satire zu schreiben*“, hat der römische Dichter Juvencal gesagt. Das bezog sich bei ihm auf die korrupten Zustände im Rom seiner Zeit im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. Er bezog sich auf habgierige Anwälte, bestechliche Politiker, lüsterne Bürger, Erbschleicher, usw. „*Wer ist denn so duldsam,*“ schreibt Juvencal, „...*wer ist so eisern, dass er an sich halten könnte, wenn er sieht, was um ihn herum geschieht?*“ Juvencal fällt es schwer, keine Satire zu schreiben, weil seine Entrüstung so groß war. Die Satire ist so gesehen ein Kind der Moral und der Moralisierung. Sie entspringt der Verachtung, ...beschimpft das Unerträgliche. Viele große Satiriker, denken Sie an Karl Kraus, waren auch große Hasser.

Für unsere Gegenwart und in Bezug auf das Wirtschaftsgeschehen, kennen wir die Motive solchen moralischen Missvergnügens. Die einen nennen die anderen gierig. Diese erwidern, das sei doch nur Neid. Worauf sie, weil sie angeblich nichts abgeben wollen, auch noch hartherzig genannt werden, wogegen sie sich dann damit verteidigen, dass die anderen faul sind oder spätrömischer Dekadenz unterliegen. Zu Gier, Neid, Geiz und Faulheit kann man dann noch Eitelkeit, Selbstüberschätzung sowie Korruption hinzunehmen und hat dann schon fast die gesamte Liste denkbarer empörender Affekte vor sich.

Doch aus Ablehnung wird noch keine Satire. Ja, ich möchte fast sagen, das Moralisieren schadet der Satire. Ganz abgesehen davon, ob die Entrüstung überhaupt berechtigt ist. Selbst wenn sie es wäre: Entrüstung ist einfach zu leicht. Sie informiert nicht über den Gegenstand der Entrüstung. Die genannten Affekte beispielsweise finden sich überall, nicht nur im Wirtschaftsgeschehen. Also läuft das Moralisieren oft nur auf die Mitteilung hinaus,

dass *der* Mensch oder ein bestimmter Mensch, eine bestimmte Gruppe schlecht ist. Und der Moralist ist gut. Das ist jedoch gerade das Gegenteil von Witz, denn das ist ja Erwartung.

Wo also kommt der Witz her? Lassen Sie mich am Beispiel der berühmtesten und schärfsten aller Satiren, die jemals geschrieben wurde und zwar von Jonathan Swift im Jahr 1729, diese Frage beantworten.

Der Titel dieser Abhandlung lautete: „*Ein bescheidener Vorschlag, um zu verhindern, dass armer Leute Kinder in Irland ihren Eltern oder dem Land zur Last fallen und um zu bewirken, dass sie der Allgemeinheit zum Nutzen gereichen*“. Der Inhalt dieser Satire war: Die Iren haben so viele Kinder, deren Eltern dazu gezwungen sind, für ihren Unterhalt zu sorgen, obwohl es nicht einmal für die Eltern selber reicht. Wenn sie überhaupt überleben, werden diese Kinder Bettler oder Diebe oder sie wandern aus, wodurch das Land auch nichts mehr von ihnen hat. Verkaufen könne man sie auch nicht. Was man für sie erhalte, decke nicht einmal die Kosten, sie zu ernähren oder zu kleiden.

Da sei es doch umgekehrt besser, diese Kinder selber der Nahrungskette zuzuführen. Aus einem Einjährigen, schreibt Swift, ließen sich gut und gerne zwei Gänge zubereiten. Gewiss, auch das sei nicht billig. Insofern eigne sich dieses Nahrungsmittel vor allem für Landbesitzer, die, schreibt Swift, nachdem sie schon die meisten der Eltern aufgezehrt haben, nun auch am ehesten den Anspruch auf die Kinder erheben dürften.

Swift kalkuliert die Kosten seines Reformvorschlages: Er rechnet sich – für Eltern, für Konsumenten und für das ganze Land. Da sich die Katholiken, schreibt er, am stärksten vermehren, wäre auch dieses Problem gleich mit gelöst. Außerdem biete die Maßnahme einen kleinen monetären Anreiz, die Ehe einzugehen, was doch alle klugen Nationen fördern möchten. Alle Politiker, denen der Vorschlag missfalle, sollten sich überlegen, wie sie denn mit dem Problem der kostspieligen Armut umgehen würden.

Die größte Pointe seines bescheidenen Vorschlags aber hatte sich Swift bis zum Schluss aufgespart: Er selbst, schreibt Swift, verbinde im Übrigen mit diesem *Modest Proposal* keinerlei Eigeninteressen, denn er kenne kein anderes Motiv als das Gemeinwohl: „*Ich habe keine Kinder, durch die ich mir auch nur einen Penny zu verschaffen, die Aussicht hätte*“. Sein jüngstes Kind sei nämlich neun Jahre alt, also nicht mehr genießbar. Seine Frau in einem Alter, in dem sie keine Kinder mehr bekomme.

Der Satiriker reißt also nicht nur einen Witz über den Umgang mit den Armen. Er macht sich auch noch über die angebliche Uneigennützigkeit von Reformvorschlägen lustig sowie über die Verwendung des Begriffs „Gemeinwohl“. Und schließlich schont er sich mit seinem letzten Satz selber nicht: Denn in Wahrheit hatte Swift gar keine Kinder, war unverheiratet, und die Frau, die er liebte, war damals soeben gestorben.

Was folgt daraus? Mindestens zweierlei: Es war durchaus schwer, diese Satire zu schreiben, denn sie setzte die Bändigung des Zorns und der Traurigkeit voraus, die Swift bewegen: Es gibt keine Spur von Aufregung in diesem Text, obwohl er durch rücksichtslose Überschreitung jeglicher Geschmacksgrenzen mitteilt, wie aufgebracht sein Autor gewesen sein muss. Was gut wäre aber, behält Swift für sich und konzentriert sich ganz auf das Negative – jedoch nicht, um es zu kritisieren, sondern, um es so zu zeigen, dass sich jede Kritik erübrigt.

Die Satire beantwortet die Frage, was die eigentlichen Landbesitzer davon abhielt, die armen Irekinder aufzuessen, so: Nur Inkonsequenz hielt sie davon ab. Das ist das Zweite, das ich aus Swift folgern möchte: Satire hat es unter allen Übeln weniger mit den Lastern, als mit der

Dummheit zu tun. Sie bleibt nicht dabei stehen, dass etwas Schlechtes in der Welt oder in den Menschen ist, sondern behauptet, dass das Schlechte sich zeigt, wenn man es nur durchdenkt und beispielsweise bis dahin geht, wo die Phrasen Wirklichkeit werden.

Die aberwitzige Hoffnung jeder Satire ist es, durch Schreiben zur Selbstauflösung von Dummheiten beizutragen, sie wegzulachen. Swift war auf diesem Gebiet des Weglachsens ein Riese. Wenn Sie so freundlich sind, einen Preis, der in seinem Namen vergeben wird, einem Nichtriesen zuzuwenden, macht mich das stolz. Ich will versuchen, ihn durch weitere Boshaflichkeiten, diesseits des Moralisierens gerecht zu werden. Haben Sie vielen Dank!“